

# Beilage zum Gesellschafter.

N<sup>o</sup> 150.

Donnerstag den 24. Dezember

1868.

## Kammer-Verhandlungen.

Stuttgart. (Schluß der von der Adreßcommission auf die kgl. Thronrede vorgelegenen Antwort.) 10) Mit der Verfassungsreform steht eine neue Verwaltungsorganisation, insbesondere die Weiterentwicklung des Selbstverwaltungsrechts der Gemeinden und Körperschaften, und die Herstellung einer unabhängigen und selbstständigen Verwaltungspflege in engstem Zusammenhang. Unsere ehrfürchtvolle Bitte erstreckt sich auch auf Einbringung eines Gesetzesentwurfs über diesen Gegenstand, welcher in den von Euer Königl. Majestät zu uns gesprochenen Worten keine Erwähnung gefunden hat. 11) So wichtig indessen der Ausbau der inneren Einrichtungen des Landes ist, so wird derselbe an Bedeutung noch weit überragt durch die Fragen, welche sich an das Verhältnis Süddeutschlands zum Norden knüpfen. 12) Euer Königl. Majestät haben ausgesprochen gerührt, daß von Allerhöchstden- selben im Verein mit dem württembergischen Volke die Selbstständigkeit des Staats solle gewahrt, daß im Einflange mit dem Volke die nationalen Interessen sollen gepflegt und die Pflichten gegen das weitere Vaterland treu sollen erfüllt werden. 13) Gewiß entspricht es dem nahe- zu einstimmigen Willen unseres Volkes, die Selbstständigkeit des Landes zu erhalten, aber wir vermessen eine konsequente Verfolgung dieses Zweckes. 14) Die Vereinigung zu einem Bunde von internationaler unabhängiger Existenz ist den süddeutschen Staaten im Prager Frieden vorbehalten und es dürfte keine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß eine solche Vereinigung der Kräfte der in ihrer Vereinigung zu schwachen Staaten das natürlichste Mittel wäre, die der Selbstständigkeit drohenden Gefahren abzuwenden. 15) Wir verkennen die Schwierigkeit der Herstellung eines solchen Bundes unter den jetzigen Verhältnissen nicht, es kann diese Schwierigkeit aber die süddeutschen Regierungen der Pflicht nicht entbinden, die Verhandlung und eugste Verbindung unter sich zum Zwecke der Erhaltung der Selbstständigkeit ihrer Staaten zu erstreben, und um so dringender ist die eugstehendste Vermeidung jedes Schrittes geboten, welcher unser Land in weiteres Abhängigkeitsverhältnis bringen könnte. 16) Niemals wird unser Volk der Aufgabe unterworfen werden, mit seiner Regierung Hand in Hand die nationalen Interessen zu pflegen und die nationalen Pflichten zu erfüllen. 17) Aber es ist ihm auch an den Thatfachen das Bewußtsein gerührt, daß die Einheit des Militarstaats, der sich andere deutsche Stämme mit Gewalt unterworfen hat, daß eine Einheit, die seine Freiheit und seinen Wohlstand schädigt, während sie doch nicht das ganze Vaterland umschließt, es nicht ist, für welche ihm Opfer zu bringen obläge; daß es vielmehr dieser Einheit zu widerstreben berufen ist, um eine Föderation möglich zu erhalten, welche die berechnete Selbstregierung und mit ihr die freiethliche Bewegung zu ihrem Prinzipie hat. 18) Von seiner Regierung darf das Volk die Uebereinstimmung mit diesen seinen Bestrebungen erwarten, und wir glauben eine Pflicht gegen Euer Königl. Majestät zu erfüllen, wenn wir ehrfürchtvollst darauf aufmerksam machen, daß das Vertrauen des Volkes sich einer Regierung vollkommen entgegenwäre, welche zur Erhaltung der bedrohten autonomen Stellung unseres Staats nicht alles, was in ihren Kräften steht, aufs Sorgfältigste anzuwenden bemüht wäre. 19) Die Ereignisse verlangen gebieterisch die aufrichtige Einigung zwischen Regierung und Volk. Dem in sich nicht befriedigten Staat wird in dieser Zeit der Gewalt jeder Anstoß von außen zum Verderben gereichen. Dem Regenten, der seinen festen Willen beweist, Staat und Volk nach außen zu schützen, der in Gesetz und Verfassung dem Bedürfnisse eines zur Freiheit gereiften Volkes gerecht zu werden strebt, wird in der innigen Anhänglichkeit und dem festen Muth seines Volkes die Kraft zu Theil werden, die drohenden Gefahren mit Erfolg zu bekämpfen. In tiefer Ehrfurcht verbahrt Euer Königl. Majestät unterthänigste treugehor- samste Kammer der Abgeordneten.

17. Dez. (7. Sitz. v. Abg.-K. Schluß.) Minister v. Gessler ergreift das Wort, um zu erklären, daß es die Absicht der Regierung sei, einen Verfassungsentwurf noch auf diesem Landtage einzubringen. Die Thronrede habe nur jene Punkte und Gesetze namentlich aufgeführt, die zur Vorlage bereits reif seien. Von einer Verschiebung der Verfassungsreform auf unbestimmte Zeit sei entfernt keine Rede. Probit ist für die Erklärung des Ministers sehr dankbar, bleibt aber bei der Ansicht, daß die Verfassungsreform auf unbestimmte Zeit verschoben sei. In Bayern sei man mit der Aenderung der Verfassung, mit der natürlichen Zusammensetzung der Kammern zu Stande gekommen; das sollte auch bei uns möglich sein; die Regierung zeige wenig Vertrauen in die Bemühungen der Kammer. A. Mayer: Der Minister des Innern habe ziemlich überraschende Erklärungen abgegeben; er verdiene dafür einen Beweis der Verträglichkeit der Opposition. Er erwähnt dann der Adresse für das Gesetz vom 1. Juli 1849. Trotz der 43,000 Unterschriften habe die Volkspartei ihre Thätigkeit in dieser Richtung alsbald eingestellt, als es sich gezeigt, daß die Regierung mit einem Verfassungsentwurf hervortreten wolle. Ihm sei die Aufgabe geworden, sich über den schwerfälligen Apparat des Zweikammerystems auszusprechen; ebenso über die Privilegien; er und seine Freunde verlangen, daß jedes Privilegium schwinde. Die Kirche sehe er als eine Verkörperung der Religion und die Prälaten als einen Rückstand aus vorläufiger Zeit an; kein Auge werde sich heuchten, wenn eines Tages diese Herren den Saal verlassen. Ein anderes Verhältnis sei zu der Ritterschaft, das sei

eine Art Patriciat und verdiene alle Achtung. Sie haben sich um alle Sympathie aber gebracht; schon im letzten Verfassungsentwurf seien sie aus der zweiten Kammer gestrichen, in die erste aber nicht aufgenommen worden; sie seien zwischen Tisch und Bank hinuntergerutscht. Rettung für den Adel sei nur noch beim Volke zu suchen. Diese Herren sollen sich auf das allgemeine Recht stellen. Binnen kurzem schon werden wir uns vielleicht wieder in einen gesamtdeutschen Organismus einzufügen haben; was sollen wir da mit einem Zweikammersystem anfangen? Es sei ganz unverträglich mit dem Apparat einer allgemeinen Vertretung; nun sage man aber, die erste Kammer sei ohne Revolution nicht zu entfernen. Die Revolution sei aber dagewesen; das Revolutionsjahr heiße 1866 und der Föderer heiße Bismarck. In der ersten Kammer seien nicht bloß königliche Prinzen, sondern auch Fürsten, die ihre Begeisterung für 1866 in starken Worten ausgedrückt; ihre Herren Vettern seien in den norddeutschen Reichstag gewählt worden. Warum sie nicht auch in eine süddeutsche Volksvertretung gewählt werden sollten? Es habe Momente in der Geschichte gegeben, wo der Adel Opfer gebracht habe; vielleicht nehme sich auch der deutsche Adel jene berühmte Augustnacht von Versailles zum Vorbild. Er und seine Freunde werden keiner Verfassung zustimmen, die nicht die Prinzipien von 1789 anerkenne; das sei die konservativste Politik. Nach Oesterlen und Müble, welche letzterer sich für das Einkammersystem ausgesprochen, erhält Hölder das Wort; nach der Erklärung des Ministers sei die Thronrede im Punkte der Verfassungsreform eine keineswegs glückliche; er möchte deshalb daran erinnern, daß man die Sache nicht wieder so zögerlich behandle; er würde als Preis für eine bundesstaatliche Einigung Deutschlands recht gerne die erste Kammer hingeben. Auch in der Zusammensetzung der zweiten Kammer sei Württemberg hinter jedem anderen Staate, der als ein solcher in Betracht kommen könne, zurückgeblieben; persönlich habe er stets gerne mit den Herren der Ritterschaft verkehrt, aber sie gebören nicht mehr in diese Kammer. Empfiehlt abschnittsweise Revision der Verfassung, verlangt unter anderem das Recht des ungehinderten Zutritts zur Krone für ständische Deputationen, des Inquiritenrecht u. s. w. Pfeiffer: die Debatte zeige, daß die Wünsche und Beschwerden des Landes so zahlreich, daß sie fast nicht in einer Adresse Raum finden können. In manchen Fragen seien wir, um mit Graf Bismarck zu reden, um Jahrzehnte zurück. (Viele Stimmen: O, O!) Die Beschwerden, die hier eingebracht werden, seien durch die norddeutsche Bundesverfassung alle weggeräumt. Das Jahr 1866 sei der Grund, daß wir an die Einführung einer rationalen Volksvertretung denken können. Im Uebrigen hätte er gewünscht, daß man sich auf einige Hauptpunkte beschränkt hätte, die in die Adresse aufzunehmen gewesen wären; er ziehe deshalb den von ihm gestellten Antrag zurück. — Justizminister: von Seiten der Opposition verrede man die Sache. Der Zweifel der Regierung bestehe nur über das Wie der Verfassungsreform; die Opposition denke das Wie als ein Ob; das sei vollkommen unrichtig. Gahrung und Wohl zu nachzuweisen, daß in Preußen kein Fortschritt sei; der ganze norddeutsche Reichstag sei wegen seiner Diätenlosigkeit ein Privilegium der Reichen. Es sprechen noch Böhmle, v. Weisel (gegen Mayer), v. Hofler, Minister v. Gessler, Sarwen.

18. Dez. (8. Sitz. v. A.-K.) Eingelassen Eingaben von H. Löwenstein mit Beziehung auf die Ellwanger Wahl; ebenso eine solche, betr. die Heidenheimer Wahl. Grath, Mayer v. Kirchb., Wiedemann haben eine Anfrage eingereicht: ob nicht einem Gesetzesentwurf entgegenzuziehen sei, der die Circulationsmittel vermehre und die Bedürfnisse des Staats decke durch die Ausgabe von 7 Mill. Papiergeld. — Die Tagesordnung führt auf die Fortsetzung der Beratung des Adreßentwurfs. Ziff. 10 handelt von der Verwaltungsorganisation und der Lebensfähigkeit der Ortsvorsteher. Wohl: Dem kommenden Landtag liege eine solche Menge der wichtigsten Arbeiten vor, daß man denselben nicht mit noch mehr belästigen solle, am wenigsten durch eine Organisation, die nur durch ein paar Phrasen vorbereitet sei. Warum denn die Bürger immer mehr mit öffentlichen Funktionen überladen werden sollen? Etwas damit man immer mehr Mittel zur politischen Agitation bekomme? Das Verwaltungsbedikt sei in seinen Prinzipien vollkommen freisinnig. Die Möglichkeit einer Wiederwahl mache den Ortsvorsteher sehr von Parteien abhängig. — Schmid: das Verwaltungsbedikt sei nur in einzelnen Bestimmungen kleinlich. Der württ. Ortsvorsteher sei mit so vielerlei Funktionen betraut, daß man Gott dafür danken solle, wenn man durch langjährige Uebung einen tüchtigen Vorstand gewonnen habe. Weith will 12jährige Wahlperioden, damit wenigstens die Möglichkeit vorhanden sei, unfähige Ortsvorsteher, die durch den §. 47 der Ver.-U. nicht erreicht werden können, los zu werden. Nach einer längeren Debatte wird die Ziff. 10 angenommen, der Antrag Hopps mit 59 gegen 27 Stimmen abgelehnt. (Schluß f.)

## Nach und Segen.

(Fortsetzung.)

„Sie, Frau Silber“, begann er mit erkünstelter Fassung, „sind allein entfernt von Ihrer Familie? Sind ernt selbst am Freudentage Ihres Sohnes?“

Wie ein Klang aus himmlischen Fernen, wie Liebeslaut aus längst entschwundenen Jahren traf der Ton seiner Stimme ihr Ohr; so daß sie keiner Antwort fähig war und sich getroffen fühlte, wie von dem Sonnenblicke seiner ersten Begegnung.

Ihre Erregung mit empfindend, aber gewaltsam niederkämpfend, fuhr Rudolf mit anscheinender Ruhe fort:

„Sie leben schon längere Zeit in Warschau und auch schon in jenen Tagen, die für das Schicksal der Stadt und des Landes so entscheidend geworden?“

„Ja“, versetzte Frau Silber mit einem tiefen Seufzer, „und ich habe damals mein Ehrentes befehen und verloren!“

„Ich weiß Ihren Schmerz wohl zu ermessen, gute Frau“, erwiderte jener, „und um so mehr, als auch ich damals verwaist worden; auch meine Eltern lebten hier und duldeten unter der Furie des damaligen Krieges.“

„So wäre also Petersburg nicht Ihre eigentliche Heimat?“

„Sie ist es durch ein gütiges Geschick erst später geworden. Mein Vater liegt hier begraben; daß meine Mutter noch lebt, habe ich erst vor kurzem erfahren. Sie aufzusuchen ist meine erste Pflicht. Auch sie wird mich für verloren halten; denn ich wurde ihr in jenen schrecklichen Tagen gewaltsam geraubt.“

„Geraubt? — Gerechter Gott!“ rief sie, einer Ohnmacht nahe, mit solch durchdringlichem Schrei, daß die ganze Gesellschaft aufmerksam wurde und in ängstlicher Theilnahme herzutreten wollte. Rudolf aber ergriff seine Mutter mit kräftigem Arme und führte sie nach einem entlegeneren Zimmer. Die Anwesenden wurden von Bernhard, der den Blick seines Bruders begriffen hatte, zurückgehalten. Auch wir, geliebte Leserinnen, wollen Sohn und Mutter in ihren letzten Enthüllungen nicht belauschen, und sie ihrem ersten Entzücken allein überlassen; denn Mutterliebe und Mutterfreude lassen sich überhaupt nur empfinden, nicht beschreiben. Für unsere tiefsten und heiligsten Empfindungen reicht keine menschliche Sprache aus; Verständniß und Wiederhall finden sie nur im Himmel.

Draußen tobte der Sturm, der nahe Vorbote des strengen nordischen Winters. Die Familie Silber saß bei lustig flackerndem Kaminfeuer am traulichen Theesisch. Auf allen Gesichtern lag der Ausdruck einer reinen und seelenvollen Freude, wie sie nur einer unvermutheten, plötzlichen Ueberraschung eigen zu sein pflegt. Denn nur in solchen Augenblicken, wo Ueberlegung und Nachdenken, Gewohnheit und Begier die unmittelbare Empfindung noch nicht unter ihre zerschneidenden Hände gezogen, ist unser Herz der schönsten und heiligsten Regungen fähig. Diese Gefühle hatten namentlich bei Frau Silber Wunder gewirkt. Ihre grauen Locken konnten ihre frühere Farbe zwar nicht wieder gewinnen, aber auf ihren Wangen glänzte ein durchsichtiges Roth, ihre zuvor so gebückte Haltung zeigte Kraft und Festigkeit und ihr Blick strahlte im Lichte der Jugendwonne. So saß sie neben ihrem geliebten Rudolf, hielt dessen Hände fest umschlungen und horchte mit stillem Entzücken seiner Rede. Für die übrige Gesellschaft wären beide wohl längere Zeit noch verloren gewesen, wenn Bernhard ihre Unterhaltung nicht gestört hätte.

„Du bist uns“, begann er, „die Erzählung Deiner Lebensgeschichte noch schuldig geblieben. Diese Stunde wäre wohl geeignet dazu und wir alle in bester Stimmung.“

Rudolf erklärte sich bereit und erzählte den begierig lauschenden Folgendes:

„Daß und von wem ich in meiner Jugend geraubt wurde, weiß meine Mutter nur zu wohl und dürfte auch euch Uebrigen hinlänglich bekannt sein. Ich mochte auf dem Arme des Unholden vor Schrecken und Erstarrung bald einschlafen sein. Als ich wieder erwachte, sah ich mich von fremden Kriegerern umringt; es bligte und dröhnte um mich her. Immer rascher jagte das Roth, auf welchem ich und mein Räuber saßen, dahin. Plötzlich stürzte das Pferd; wir lagen am Boden, der Bösewicht tödtlich verwundet. Fest hielt er mich umschlungen und rief mir mit wilder Stimme zu: „Triumphire nicht, Du mußt mit mir sterben!“ Damit zückte er ein blankes Messer nach mir und stieß es nach meinem Herzen. Ich verlor die Besinnung, die ich erst an einem mir ganz fremden Orte wieder erlangte. Mitleidige Hände hatten sich meiner angenommen, mich aus dem Gewühle der Schlacht hinweggetragen und unter ein sicheres Obdach gebracht. Wochenlang lag ich an einem heftigen Wundfieber darnieder, neben mir ein anderer Kranker. Ein Mann in grauen

Haaren verpflegte uns beide und suchte namentlich mich mit freundlichem Zuspruch zu trösten, wenn ich zu klagen und zu weinen begann und nach meiner guten Mutter rief. Da ich aber seine Sprache nicht verstand, so fruchtete sein Trost nur wenig, und nur die Zeit brachte mir Ruhe und Vergessen.

„Eines Morgens sah ich den andern Kranken ernst und in glänzendem Gewande vor mir stehen. „Nun, Rudolf,“ redete er mich in polnischer Sprache an, „halte Dich gut, so wirst Du bald so gesund werden wie ich; dann sollst Du zu Deiner Mutter zurückkehren. Ich eile voran und überlasse Dich indes dem Stephan alleinigen Schutze.“ Damit umarmte er mich, während ich weinend an seinem Halse hing. So schied er von dannen.

„Erst nach einigen weiteren Wochen war auch ich so weit hergestellt, daß ich meine Reise antreten konnte. Nach langer Fahrt langte ich, statt, wie ich gehofft, in Warschau — in Petersburg an, und statt vor meinem elterlichen Hause anzuhalten, stiegen wir vor einem großen Palaste aus. Stephan führte mich die glänzenden Treppen hinan und durch eine Reihe in prächtiger Livree gekleideter Diener hindurch nach einem prunkenden Gemache, wo er mich auf einem seidnen Ruhebette niederlegte. Ermüdet von der Reise schlief ich bald ein. Als ich wieder erwachte, stand eine schön gekleidete, vornehme Dame mir zur Seite und liebkoste mich. Ich aber, eingeschüchert durch ihr fremdes Wesen, begann zu weinen. Nun suchte sie mich zu trösten und zu beruhigen, indem sie mich bestimmt versicherte, daß sich ihr Gemahl, sobald er aus dem Kriege zurückkehren werde, nach meiner Mutter erkundigen und mich ihr zuführen müsse.

„Bald lernte ich mich auch an ihre Erscheinung gewöhnen und ihr ganzes Wesen übte einen so wohlthätigen Einfluß auf mich aus, daß ich sie als eine zweite Mutter lieben und verehren mußte. Meist saß sie an meinem Bette, verpflegte mich eigenhändig und unter ihrer Obhut spielten ihre beiden reizenden Kinder, ein Knabe meines Alters und ein jüngeres Mädchen, stundenlang mit mir. Auch sie gewann ich lieb und lohnte ihre Zuneigung durch meine aufrichtige Anhänglichkeit. Als ich wieder genas, bewohnte ich und der Knabe — Alexander Mantsef ist sein Name — ein gemeinsames Zimmer und ich durfte wie ein Bruder an seinem Unterrichte Theil nehmen, welchem ich mit solchem Eifer oblag, daß ich meinen Jugendgenossen bald überholte, und dieser ließ mich neidlos gewähren.

„Endlich kam der Graf, mein Lebensretter und Wohltäter, zurück und war über mein äußeres Wohlbefinden ebenso erfreut als über das Lob, das mir seine Gattin spendete. Dem Versprechen dieser gemäß ließ er alsbald die sorgfältigsten Erkundigungen nach den Meinigen einziehen, aber leider erfolglos, da Warschau aufs neue der Schauplatz gräßlicher Verwüstung geworden war. Jetzt mußte man Euch alle für verloren halten und der Graf nahm mich an Kindesstatt an, wobei ich auch meinen väterlichen Namen mit dem seinigen vertauschen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn wirklich, wie prophezeit, der Kölner Dom und die deutsche Einheit zugleich fertig werden, dann wird in 8–9 Jahren der Ausbau fertig sein. Den Kölner Dom wenigstens verspricht der Baumeister Voigtel in dieser Zeit zu vollenden. Vom nächsten Frühjahr an wird man weithin eine weiße Dampfvolke über den beiden je 160 Fuß hohen Thürmen sehen: eine Dampfmaschine von 8 Pferdekraften wird Steinmassen bis zu 90 Zentnern in 4 Minuten in die Höhe führen, wo sie dann auf einem Schienengeleise über die beiden Thürme an ihre Stelle befördert werden. Im Mittelalter brauchte man, um einen Stein von 40–50 Zentnern hinaufzubringen, mindestens einen Tag. Am schwierigsten ist die Aufstellung der Kreuzesblume auf der Spitze der Thürme. Da sie aus dem festesten Gestein hergestellt werden muß und 90 Zentner schwer sein wird, so muß das Gerüst die Höhe von mehr denn 525 Fuß erhalten.

„Die ganze Haltung des Kalenders (Vahrer Pflanzender Bote) ist eine edle und freisinnige und dazu maßvolle und in jedem braven Hause und Herzen einen wohlthuenden Eindruck zurücklassend, wie der ist, den wir empfinden, wenn wir so glücklich waren, eine Stunde mit einem Viedermanne von echtem Schrot und Korn zugebracht zu haben. (Heidelb. Zeitung.)

Redaktion, Druck und Verlag der G. W. Kaiser'schen Buchhandlung.